

SUSAN PETERSON

Die roten Blüten der Sehnsucht

### *Buch*

Südaustralien, 1850. Sieben Jahre sind seit der Entführung der deutschen Missionarstochter Dorothea Schumann und dem Drama um den Tod ihres ersten Mannes vergangen. Eine lange Zeit, in der Dorothea und ihr geliebter Ian eine Familie gegründet und sich in Eden House, der Heimat ihres Herzens, ein gemeinsames Leben aufgebaut haben. Bis ihre Zukunftsplanung eine unvorhergesehene Wendung nimmt: Denn eines Tages trifft ein Anwalt auf Eden House ein und mit ihm Percy und Catriona, die Ian zu ihrem Cousin erklären. Ist Ian tatsächlich der verschollene Sohn eines englischen Grafen? Als der Anwalt abreist, bleiben Percy und Catriona, um ihre unbekannteren Verwandten näher kennenzulernen ... Doch mit der Ankunft der beiden Engländer scheinen dunkle Wolken über dem Glück von Eden House aufzuziehen, denn plötzlich häufen sich unerklärliche Ereignisse. Als in einer schicksalhaften Nacht die Farm bis auf ihre Grundmauern niederbrennt und Dorothea und Ian nur knapp dem Flammenmeer entkommen, stehen sie vor dem Nichts. Schweren Herzens entschließen sie sich, zurück nach England zu reisen, um Abstand zu den dramatischen Geschehnissen zu gewinnen. Werden sie jemals wieder in ihr geliebtes Australien zurückkehren?

### *Autorin*

Susan Peterson wurde 1955 in Erlangen geboren und lebt in Süddeutschland. Ihre Recherchen über die Kolonisierung Südaustraliens und die dortigen Aborigines inspirierten die Ethnologin zu der Geschichte der Missionarstochter Dorothea und des geheimnisumwitterten Ian, sodass sie beschloss, das Schicksal der beiden in Romanform festzuhalten.

Von Susan Peterson bei Blanvalet lieferbar:

*Wenn der Eukalyptus blüht* (37688)

Susan Peterson

Die roten Blüten  
der Sehnsucht

Australien-Saga

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

I. Auflage

Originalausgabe August 2012 bei Blanvalet, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © by Blanvalet Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück  
GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München, unter Verwendung  
eines Motivs von Andreas Gessl

Redaktion: text in form, Gerhard Seidl

DF · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37905-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

## Prolog

»Noch einen!« Wet Ned wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen und schob das schmierige Glas über den Tresen.

»Hast du nicht schon genug?« Der Wirt sah missmutig auf seinen einzigen Gast.

»Noch einen. – Oder soll ich nachhelfen?«

Wet Ned war für seine schnellen Fäuste berüchtigt, und was ging es ihn schließlich an, wenn er nachher am Straßenrand umkippte? Der Wirt zuckte die Achseln und füllte neues Ale nach, wobei er darauf achtete, es stark schäumen zu lassen. Man musste den Gästen ja nicht mehr als nötig einschenken. »Was sitzt du eigentlich hier herum, wo alle Männer doch nach dem Kleinen suchen?«

»Hab was Besseres zu tun«, gab Wet Ned kurz angebunden zurück.

»Ach nein? Was denn?«

»Ich warte hier auf einen Geschäftspartner«, knurrte der schäbig gekleidete Mann. »Warum so neugierig? Kann recht ungesund sein.«

»Ich wollte nur freundlich sein«, gab der Wirt beleidigt zurück und verschwand in der Küche, wo er seinen Ärger hörbar am Küchenmädchen ausließ.

Wet Ned rülpste, verzog das Gesicht, als ihm die Rüben von vorhin aufstießen, und wechselte zu einem Tisch am Fenster. Von

dort starrte er angestrengt durch die halb blinden Fensterscheiben in die Nacht hinaus. Wo blieb der Mann?

Er nahm einen großen Schluck von dem säuerlichen Ale. Eigentlich sollte er besser nicht so viel trinken. Sein Auftraggeber würde jede Schwäche seinerseits auszunutzen wissen. Andererseits musste er sich ja irgendwie beruhigen, oder? Ihm war äußerst unbehaglich zumute, wenn er an das bevorstehende Gespräch dachte. Nicht, dass er Gewissensbisse gehabt hätte zu lügen. Nein, es war eher die Befürchtung, dass seine Lüge durchschaut werden könnte. Und das – daran zweifelte er keinen Augenblick – würde für ihn ausgesprochen unangenehme Konsequenzen haben.

Drei Wochen war es her, dass er auf dem nächtlichen Heimweg plötzlich angesprochen worden war. Im ersten Moment hatte er zuschlagen wollen. Niemand wusste besser als er, wie vorsichtig man in diesen Zeiten sein musste. Schließlich war es seine ureigene Masche, angesäuselte Kneipengänger auszunehmen. Aber sein Gegner hatte ihm blitzschnell eine blitzende Klinge unters Kinn gehalten. Da hatte er nur gefragt, was er für den Herrn tun könne. Ein vornehmer Herr war er auf jeden Fall. Der Wollumhang mochte zerschlissen sein, aber darunter blitzten schneeweiße Manschetten, und die Stiefel glänzten im Mondlicht, wie es nur von einem Spezialisten polierte Schuhe tun.

»Ich brauche einen Gauner und Halsabschneider«, hatte der Herr gesagt.

»Besser hätten Euer Gnaden es nich' treffen können«, hatte Wet Ned ihm versichert und vorsichtig die Degenspitze zur Seite gedrückt. Feinen Herren rutschte sie gerne aus, und nach einem toten Straßenräuber würde kein Hahn krähen. »Womit kann ich Euer Gnaden dienen?«

»Du sollst mir ein Balg vom Hals schaffen. Ist das ein Problem für dich?«

Ned hatte keinen Moment gezögert. Zwar hatte er bisher deut-

lich weniger Leute ermordet, als er sich rühmte. Um genau zu sein: noch niemanden. Aber es konnte ja nicht so schwer sein. »Die Mutter auch?«, bot er an. »Es würde Sie nicht mal das Doppelte kosten.«

»Nein.« Der Herr hatte den Kopf geschüttelt. »Das würde zu viel Aufsehen erregen.«

Jetzt war es Ned doch etwas unbehaglich zumute geworden. »Was ist es für ein Kind?«, hatte er nachgefragt. War er ursprünglich davon ausgegangen, dass er das unerwünschte Ergebnis einer nicht standesgemäßen Liaison beseitigen sollte, so schien es doch nicht so einfach zu werden wie erhofft.

»Der kleine Embersleigh«, hatte der Herr unumwunden gesagt.

Ned war zusammengezuckt. Der Sohn des Earl of Embersleigh!

»Ähm ...« Das war schon eine ganz andere Geschichte.

Der Herr hatte offenbar gespürt, dass Ned kurz davorstand, sich in die Büsche zu schlagen.

»Du hast zwei Möglichkeiten, Bursche«, hatte er mit einer sehr leisen, aber umso unheimlicheren Stimme gesagt. »Entweder du haust ab, dann werde ich dem Friedensrichter klarmachen, dass es höchste Zeit ist, dich endlich wegen Straßenräuberei zu hängen. Einen Beweis dafür wird er finden. Und du brauchst nicht zu denken, dass man dir auch nur ein Wort glauben wird von dieser Unterredung. Oder du tust, was ich von dir verlange. Dann bekommst du von mir einen Beutel Sovereigns und kannst aus der Gegend verschwinden. Ein neues Leben anfangen. Na, wie klingt das?«

»Gut, Euer Gnaden«, hatte Ned geächzt. Er dachte an Molly, die bald niederkommen würde. Hatte es überhaupt eine andere Möglichkeit gegeben, als zuzustimmen?

Und es war wirklich nicht schwer gewesen: Der Fensterflügel war nur zugezogen gewesen wie versprochen. Auf dem Fensterbrett hatte die Flasche Chloroform bereitgestanden. Sogar ein

Lappen hatte daneben gelegen. Ned hatte das unangenehme Gefühl, beobachtet zu werden, abgeschüttelt und getan, was ihm aufgetragen worden war. Der Junge hatte friedlich geschlafen. Als er ihm den nassen Lappen aufs Gesicht gedrückt hatte, war er fast augenblicklich still gewesen.

Schon hatte Ned ein Bein über das Fenstersims geschwungen, als doch tatsächlich dieses blöde Kindermädchen erschienen war. Halb im Schlaf, mit der Kerze in der Hand, hatte sie zuerst gar nicht richtig realisiert, was vor sich ging. Zeit genug, um das leichte Bündel abzulegen und noch einmal den Chloroformlappen einzusetzen. Die Kleine hatte allerdings mehr Widerstand geleistet als erwartet. Bei seinem Versuch, ihr den Lappen vor das Gesicht zu halten, hatte sie so um sich geschlagen, dass die Flasche mit dem Chloroform sich über sie ergoss.

Es war verflucht anstrengend gewesen, die Last der beiden Körper, so leicht sie ihm auch zu Anfang erschienen waren, bis zu der Jagdhüterhütte zu schleppen. So anstrengend, dass er beschlossen hatte, erst einmal eine Stärkung verdient zu haben, ehe er sein Werk zu Ende brachte. Auf ein oder zwei Stunden kam es ja wohl nicht an. Das Würmchen hatte sich so zerbrechlich angefühlt – und dass er jetzt auch die Kleine umbringen musste, war nicht ausgemacht gewesen. Sie war ja auch noch fast ein Kind.

Es waren dann drei Stunden im Hinterzimmer des Pubs geworden, wo der Wirt ausschenkte, wenn eigentlich Sperrstunde war. Als er die aufgebrochene Tür gesehen hatte, war sein erstes Gefühl Erleichterung gewesen. Erleichterung, dass er doch nicht zum Mörder von zwei Kindern werden musste.

Dann jedoch war ihm der Herr in den Sinn gekommen. Er würde kein Verständnis haben, wenn er ihm gestand, dass sie entwischt wären. Er wollte nicht hängen! Molly brauchte ihn. Molly und das Kind, das sie bald zur Welt bringen würde.

Also hatte er sich an die Verfolgung gemacht. Es war nicht



schwer gewesen, denn der Kleine hatte laut geweint. Am Flussufer hatte er sie gestellt. Was er nicht erwartet hatte, war der Mut des Kindermädchens. Sobald sie ihn gesehen hatte, war sie in den Fluss gestapft und hatte versucht, das andere Ufer zu erreichen.

Wet Ned hieß nicht umsonst so. Alle wussten von seiner Scheu vor Wasser. Dennoch hatte er versucht, hinter den beiden herzuwaten. Die Angst vor seinem Auftraggeber war größer gewesen als die Angst vor dem Fluss. Auf einem schlüpfrigen Stein war die Kleine ausgeglitten und in den reißenden Teil des Avon gefallen. Während sie ihren Schützling fest umklammerte, waren die beiden den Fluss hinuntergetrieben. Die Köpfe tanzten dabei wie Borkenschiffchen auf und ab. An der unteren Stromschnelle hatte Ned sie aus den Augen verloren. Aber das war nicht weiter schlimm. Die Strudel dort waren schon versierteren Schwimmern zum Verhängnis geworden.

Was für ein Glück! Mit äußerster Vorsicht war er wieder ans Ufer geklettert und hatte sich noch ein letztes Mal umgedreht. Nichts. Die beiden Köpfe waren nicht mehr zu sehen. Manchmal dauerte es Tage, bis die Strudel die kaum noch kenntlichen Körper freigaben.

Trotz der nassen Stiefel war er bester Stimmung. Er hatte sich nicht die Hände schmutzig machen müssen, und dennoch konnte er dem Herrn heute Abend berichten, dass er den Auftrag erfolgreich ausgeführt hatte.

Und so saß er nun in der düsteren Kaschemme und wartete darauf, dass sich am vereinbarten Treffpunkt bei der Selbstmörder-Eiche die vermummte Gestalt zeigte.

Fast hätte er ihn übersehen. Er verschmolz beinahe mit den Schatten der tief hängenden Äste. Wet Ned stürzte den Rest Ale hinunter und ging ungewohnt unsicher auf seinen Auftraggeber zu.

»Ich bin sehr zufrieden mit dir«, raunte der Herr. »Alle glauben an einen Unfall. Keine Spur von Blut, obwohl sie sogar die

Jagdhunde eingesetzt haben. Die konnten die Spur aber nur bis zum Fluss verfolgen. Hast du sie erwürgt und die Leichen in den Fluss geworfen?»

Ned nickte. Er traute seiner Stimme nicht ganz. Dieser Herr könnte vielleicht hören, wenn er log.

»Wie du siehst, halte ich mein Versprechen.« Der Herr zog einen prall gefüllten Beutel unter dem Umhang hervor und warf ihn ohne Vorwarnung Wet Ned zu. Der fing ihn auf. »An deiner Stelle würde ich zusehen, aus der Gegend zu verschwinden«, flüsterte der Mann mit heiserer Stimme. »Haben wir uns verstanden?«

Wet Ned nickte erneut. Im nächsten Moment war der Herr verschwunden. Ned hütete sich allerdings, ihm nachzusehen. Ein kalter Schauer überlief ihn. So ähnlich musste man sich fühlen, wenn man dem leibhaftigen Teufel begegnete, dachte er und presste den kalten, harten Beutel Münzen an sich, als könne er ihn beschützen.



*August 1849*

In die feuchtkalte Brise, die vom Murray River herüberzog, mischte sich kaum wahrnehmbar der Duft der ersten Akazienblüten. Dorothea liebte die *wattles*, wie die Engländer sie nannten, wegen ihrer fröhlichen gelben Kugelblüten und wegen des parfümähnlichen Geruchs, den sie freigebig verströmten. Sie drehte den Kopf ein wenig, damit sie den zarten Hauch besser schnuppern konnte, und schloss die Augen. Der Duft der Akazien war das Zeichen dafür, dass die ungemütliche Regenzeit sich ihrem Ende näherte. Bald schon würden die Wiesenflächen auf der anderen Seite des Flusses von Unmengen der *Pink Fairies* überzogen sein, kleinen Wiesenorchideen, die von fern an die heimischen Leberblümchen erinnerten.

»Ma'am?« Trixie, das Hausmädchen, ächzte ein wenig, während sie den kleinen Charles von der rechten Hüfte auf die linke setzte. Eigentlich war Dorotheas und Ians Jüngster inzwischen zu alt, um noch ständig getragen zu werden, aber Trixie war mit ihm geradezu lächerlich ängstlich. »Soll ich Charles dann schon mal fürs Bett fertig machen? Ich glaube, er ist ziemlich müde.«

Dorothea warf einen Blick in das pausbäckige Gesicht ihres Sohnes, der gerade wie zum Beweis herzhaft gähnte und sich mit den zu Fäusten geballten Händchen die Augen rieb. Natürlich

hatte Trixie recht. Sie war ein ausgezeichnetes Kindermädchen. »Ich hoffe nur, dass John sich mit seiner Werbung Zeit lässt«, hatte Dorothea erst neulich in der Vertraulichkeit des gemeinsamen Schlafzimmers gemurmelt, während sie der Stimme der jungen Frau lauschte, die Charles und seine dreijährige Schwester Mary in den Schlaf sang. »Was sollten wir nur ohne sie machen?«

»Ein neues Kindermädchen suchen.« Ihr Mann Ian war nicht im Mindesten beeindruckt gewesen. »So selbstsüchtig kenne ich dich gar nicht, Darling. Wenn jemand es verdient hat, eine eigene Familie zu gründen, dann sind es diese beiden.«

Dorothea hatte ihm recht geben müssen. Nach der schweren Geburt von Robert vor acht Jahren hatte das Hausmädchen die Sorge um das körperliche Wohl des Säuglings übernommen. Dorothea war damals nur langsam wieder zu Kräften gekommen, und so war es bei dieser Aufteilung geblieben. Auch nach den Geburten der folgenden Kinder.

Sie lächelte dem Mädchen zu. »Ja, tu das, Trixie. Und für Mary wird es auch Zeit. Wo ist sie denn? Ach, sag nichts, ich weiß schon.« Die beiden Frauen tauschten einen Blick stillen Einverständnisses. »Ich bringe sie gleich nach oben«, sagte Dorothea.

Tatsächlich hockte die Kleine still und artig unter dem Schreibtisch im Kontor, eifrig damit beschäftigt, ein Blatt teuren Büttenspiers mit wilden Krakeleien zu bedecken.

»Ian, doch nicht das gute Briefpapier!«, entfuhr es Dorothea halb amüsiert, halb ärgerlich.

»Sie wollte aber unbedingt das dicke«, erwiderte er, lächelte und hob den Kopf von dem Brief, den er gerade gelesen hatte, um sich von ihr küssen zu lassen. »Und da es ein Geschenk für dich werden soll, wollte ich nicht geizig sein.«

»Du hättest es ihr auch sonst gegeben, wenn sie es verlangt hätte«, murmelte Dorothea und küsste ihn liebevoll auf die raue Wange. »Gibt es irgendetwas, was du ihr abschlagen würdest?«

»Nein, nichts«, sagte er ehrlich und strich der Kleinen, die sich an sein Knie schmiegte, über die schimmernden dunklen Locken. »Nun, Engelchen, willst du Mama nicht dein Geschenk geben?«

»Es ist noch nicht fertig.« Mary zog einen Flunsch und versteckte das Blatt hinter ihrem Rücken.

»In Ordnung, dann malst du es morgen fertig. Aber jetzt wartet Trixie oben. Komm.« Dorothea streckte auffordernd die Arme aus. Mary machte keine Anstalten, sich von Ians Knie zu lösen. »Nicht du. Daddy soll mich tragen«, beharrte sie.

Dorothea runzelte die Stirn und öffnete schon den Mund, um ihre eigensinnige Tochter zurechtzuweisen, als Ian dem Tadel zuvorkam, indem er aufsprang und die Kleine auf seine Schultern hob. »Dann wollen wir Trixie nicht länger warten lassen. Nicht, dass sie mit uns schimpft. Festhalten!« Und in einer Art Galopp hüpfte er mit ihr davon.

Dabei hatte der Luftzug den Brief zu Boden geweht. Dorothea hob ihn auf und wollte ihn gerade auf die Schreibunterlage zurücklegen, als ihr mitten aus dem Text die Worte »Earl of Embersleigh« ins Auge stachen. Der Name war ihr vollkommen fremd. Sie kannte alle Geschäftspartner ihres Mannes, doch sie konnte sich nicht erinnern, jemals von einem Earl of Embersleigh gehört zu haben. Der Absender war eine Anwaltskanzlei in Bristol ...

Von der Veranda ertönte das durchdringende Scheppern der Dinnerglocke. Dorothea legte das Schriftstück auf seinen Platz zurück und wandte sich zum Gehen. Sie würde Ian später danach fragen.

Im Flur traf sie auf die Köchin, die gerade geschickt mit dem Ellenbogen die Tür zum Esszimmer öffnete, um die Suppenterrine hineinzutragen. »Master Ian hat mich eben fast umgerannt«, murrte sie. »Wie kann ein erwachsener Mann sich nur derart kindisch benehmen? So wie er die Kleine verwöhnt, wird sie ihm später

ganz sicher auf der Nase herumtanzen.« Schwungvoll stellte Mrs. Perkins die Terrine ab. Um ein Haar wäre der duftende Inhalt übergeschwappt. »Das Lamm-Stew steht rechts auf der Anrichte, der Brotpudding links. Brauchen Sie sonst noch etwas, Ma'am?«

»Nein danke«, sagte Dorothea. Seit Trixie die Aufgaben eines Kindermädchens übernommen hatte, bediente die Familie sich selbst. Und außer Lady Chatwick, die jede unnötige Bewegung nach Möglichkeit mied, waren sie ganz zufrieden mit diesem Arrangement.

Der Tisch war für fünf Personen gedeckt. Heather, Dorotheas Stieftochter aus ihrer ersten Ehe, war mit ihren fünfzehn Jahren alt genug, um mit den Erwachsenen zu essen, und Robert hatte sich dieses Privileg vor einigen Wochen ertrotzt. Als Siebenjähriger gehörte er eigentlich noch ins Kinderzimmer, dort jedoch hatte er sich so unleidlich aufgeführt, dass Trixie seine Forderung unterstützt hatte. »Wissen Sie, Ma'am, er hat so eine Art, die Kleinen zu piesacken, dass es mir wirklich lieber wäre.« Nach einem Blick in Dorotheas Gesicht hatte sie rasch hinzugefügt: »Er meint es sicher nicht böse, aber der Kleine weint inzwischen schon, wenn er ihn nur sieht. Kein Wunder: Die Fratzen, die er zieht, um ihn zu erschrecken, machen sogar mir Angst.«

Schon als Säugling war Robert schwierig gewesen. Er weinte viel, schlief wenig und neigte zu Koliken. Er hatte so gar nichts von Roberts fröhlichem Naturell und auch sonst erinnerte er sie in nichts an seinen Vater. Konnte es möglich sein, dass die schlimmen Ereignisse vor seiner Geburt seinen Charakter beeinflusst hatten?

Eine rundliche Gestalt in einer Art Zelt aus schwarzem Taft, die behäbig ins Zimmer watschelte, lenkte sie von ihren trüben Überlegungen ab. »War das nicht die Dinnerglocke? – Hm, das duftet wieder köstlich. Ich war schon halb verhungert.«

Dorothea murmelte eine höfliche Erwiderung und half der alten Dame, ihren Stuhl zurechtzurücken. Von ihrem Platz gegen-

über dem Hausherrn am anderen Tische beobachtete sie unter gesenkten Lidern, wie Lady Arabella ärgerlich ihre fingerlosen Spitzenhandschuhe zurechtzupfte.

»Diese Dinger machen mich noch wahnsinnig«, murzte sie. »Sie nehmen einem jedes Gefühl.« Die knotig verdickten Gelenke deuteten auf eine andere Ursache für ihre steifen Finger, aber Dorothea versagte sich den Hinweis auf den ärztlichen Rat, Lady Chatwick solle doch etwas mehr Zurückhaltung bei fetten Fleischspeisen und ihrem geliebten Portwein üben. »Die Podagra liebt Alkohol und gutes Essen«, hatte Dr. Woodforde gewarnt. »Ich auch!«, hatte die alte Dame trocken bemerkt und dem würdigen Mann erklärt, sie erwarte von ihm »Pillen und Pülverchen«, keine guten Ratschläge. »Ich bin alt genug, um zu wissen, was gut für mich ist. Ich denke gar nicht daran, den Rest meines Lebens dünnen Tee zu schlabbern und trockenen Toast zu kauen«, war ihr Kommentar nach dieser ärztlichen Visite gewesen.

Der stürmische Eintritt einer Gestalt in Reithosen und nachlässig geflochtenen Zöpfen ließ beide Frauen unisono ausrufen: »Heather, wie siehst du denn wieder aus!«

»Wieso, ich habe mir doch Gesicht und Hände gewaschen«, gab das Mädchen betont unschuldig zurück.

»Und die Hosen?«

»Ach, sei nicht so verknöchert, Dorothy. Wir sind doch unter uns. Ich trage sie sowieso ständig. Was macht es schon aus, wenn ich sie auch zum Essen anbehalte? Es ist so lästig, sich immer umzuziehen.«

»Du wirst es trotzdem tun. Was in den Ställen zur Not angehen mag, ist noch lange keine angemessene Bekleidung bei Tisch.« Ians Stimme klang ausgesprochen verärgert, während er sie aus zusammengekniffenen Augen von Kopf bis Fuß musterte. »Darf ich fragen, was du dir dabei denkst, in diesem Aufzug zum Dinner zu erscheinen?«

»Du tust ja so, als wäre ich im Nachthemd hier aufgekreuzt.« Heather warf den Kopf zurück wie ein widerspenstiges Fohlen. »Bitte, Ian, nur heute. Mir tut alles weh, und ich habe nicht die geringste Lust auf Unterröcke.«

»Wenn das so ist, hättest du dein Training eben früher beenden müssen.« Auf Ians Stirn erschien eine steile Falte, für Eingeweihte ein untrügliches Zeichen dafür, dass er wirklich ungehalten war. »Es ist keineswegs eine neue Sitte, sich zum Dinner umzuziehen. Wenn ich mich recht erinnere, hat es bereits dein Vater so gehalten. Wenn es dir nicht passt, kannst du in der Küche essen.« Er hielt in stummer Aufforderung die Tür auf.

»Schon gut.« Während sie etwas Unverständliches vor sich hinhurmelte, rannte Heather an ihm vorbei und die Treppe hinauf.

Inzwischen hatte sich Robert auf seinen Platz geschlichen. Dorothea hoffte, dass Ian weiter oben am Tisch nicht auffallen würde, dass von der schwächlichen Gestalt des Jungen ein irritierend muffiger Geruch ausging. Hatte er wieder eine tote Eidechse in der Hosentasche? Robert war fasziniert, ja geradezu besessen von toten Tieren. Er sammelte sie wie andere Kinder bunte Kiesel oder Vogelfedern. Seit Trixie auf der Suche nach der Quelle des Gestanks auf die Kommodenschublade voller halb mumifizierter Kadaver gestoßen war und einen hysterischen Anfall erlitten hatte, war dem Jungen strikt verboten worden, seiner morbiden Neigung weiter nachzugehen. Dorothea war sich jedoch sicher, dass er sich nicht daran hielt. Robert hatte so eine Art, durch sie hindurchzusehen, wenn sie mit ihm schimpfte, als wäre sie gar nicht vorhanden. »Ja, Mama«, hatte er nur gesagt, sobald sie ratlos innegehalten hatte. »Darf ich jetzt gehen?«

Sie hatte ihm nachgesehen und sich wie schon so oft gewünscht, mit Ian darüber sprechen zu können. Aber sobald sie es versuchte, zog ihr Mann sich hinter eine unsichtbare Wand zurück.

»Gibst du schon mal die Suppe aus, Liebes?« Lady Chatwick sog



genüsslich den Duft ein, der von der goldbraunen Brühe aufstieg. »Wie war es in Strathalbyn, Ian? Hast du alles zu deiner Zufriedenheit regeln können?«

»Ich habe einen guten Preis ausgehandelt«, gab Ian kurz zurück und schüttelte nach einem kurzen Blick auf Robert unwillig den Kopf. »Robert, wenn du unbedingt mit den Erwachsenen essen willst, dann sitz gefälligst gerade und schlürf deine Suppe nicht wie ein Bauer!«

Der Junge warf ihm unter gesenkten Lidern einen Blick voll Abscheu zu, sagte aber nichts, sondern richtete sich auf und pustete so energisch auf den Löffel in seiner Rechten, dass die Suppe in alle Richtungen spritzte. Auf dem blütenweißen Tischtuch waren die dunklen, bräunlichen Flecken gut zu sehen.

»Gibt es irgendwelche Neuigkeiten?«, erkundigte Dorothea sich rasch. »Was machen die Moorhouses? Geht es ihnen gut?«

»Ich denke schon. Wenn man von dieser Sache mit den vergifteten Schwarzen bei Kingston absieht. Moorhouse soll sich ziemlich darüber aufgeregt haben.«

»Erzähle!« Lady Chatwicks Augen strahlten bei der Aussicht auf eine aufregende Geschichte. »Heather, mein Liebes, sei so nett und bring mir eine Portion von Mrs. Perkins' vorzüglichem Stew. Und dann, Ian, wirst du uns alles, und ich meine damit wirklich alles, erzählen!«

»Ich weiß nicht. Es ist nicht gerade das, was Damen zu Ohren kommen sollte ...« Ian wirkte unangenehm berührt. »Nicht das Richtige. Überhaupt nicht.«

»Unsinn«, beschied Dorothea ihn und sammelte die Suppenteller ein, um sie auf der Anrichte abzustellen. Ihr Mann hatte manchmal überraschend altmodische Ansichten, was Schicklichkeit anbelangte. »Du kannst uns so eine Geschichte doch nicht einfach vorenthalten. Na los, lass dir nicht alles aus der Nase ziehen!«

»Wenn es euer ausdrücklicher Wunsch ist.« Ian seufzte und goss

sich ein zweites Glas Wein ein. »Aber in Strathalbyn wussten sie auch nur das, was sie von Tolmers Leuten aufgeschnappt hatten«, begann er immer noch zögernd. »Vor ein paar Wochen waren Moorhouse Gerüchte zu Ohren gekommen, im Süden hätte ein Schafzüchter einen ganzen dort ansässigen Stamm ausgerottet. Also ist er mit einem Dolmetscher, Inspector Tolmer und zwei berittenen Polizisten zur Avenue Range Station geritten. Der Squatter leugnete überhaupt nicht, die Leichen gesammelt und vergraben zu haben, behauptete allerdings, sie wären bereits tot gewesen, als er sie fand.«

»Hatte er eine Erklärung dafür, wieso sie alle auf einmal gestorben waren?«, unterbrach ihn Lady Chatwick, die als erfahrene Leserin von Detektivgeschichten sofort den kritischen Punkt erfasst hatte.

»Sein Aufseher meinte, sie hätten wohl verdorbenes Fleisch gegessen. Er hätte einige Schafskadaver im Lager gesehen, die dort schon seit geraumer Zeit gelegen haben müssen.«

»Nicht schlecht. Ich vermute, damit hat er seinen Kopf aus der Schlinge gezogen?«

»Nicht ganz.« Ian lächelte schief. »Sie haben die Überreste von über zwanzig Leuten – auch Kindern – freigelegt. Moorhouse wäre nicht Moorhouse, wenn er das auf sich beruhen gelassen hätte.«

»Was hat er gemacht?«

»Er hat die Gegend durchkämmen lassen, und sie haben tatsächlich ein paar Eingeborene gefunden, die noch am Leben waren. Allerdings sind sie, bis auf einen, in den nächsten Tagen gestorben. Und der war zu schwach, um mit nach Adelaide zu kommen. Alle hatten von einem süßlich schmeckenden, weißen Mehl gegessen, das sie auf der Station geschenkt bekommen hatten.«

»Gift! Wie hinterhältig!«, platzte Dorothea heraus. »Es ist nicht zu fassen! Ist er wenigstens sofort verhaftet worden?«

»Erst einmal ist er zur Untersuchung der Umstände in Adelaide. Ob Richter Cooper Anklage erhebt, ist noch völlig offen.« Ians Gesichtsausdruck verfinsterte sich. »Es ist allgemein bekannt, dass Richter Cooper gegen Eingeborene als Zeugen große Vorbehalte hegt. Sie können ja nicht auf die Bibel schwören. In seinen Augen entspricht ihr Zeugnis damit nicht den Grundsätzen des englischen Rechts.«

»Ja, will man ihn einfach damit durchkommen lassen?« Dorothea sah ihn ungläubig an. »Er ermordet einen Haufen unschuldiger Menschen und spaziert aus dem Gericht als Ehrenmann?«

»Was sollen sie denn tun?« Ian hob die Schultern, eine fatalistische Geste. »Der Mann behauptet steif und fest, er hätte es ihnen nicht geschenkt, sie hätten ihm das Mehl gestohlen. Sein Aufseher schwört Stein und Bein, dass er es in einem fest verschlossenen Kasten aufbewahrt hat, der aufgebrochen wurde. Es ist allgemein üblich, vergiftete Köder gegen Dingos und anderes Raubzeug auszulegen. Wie willst du ihm beweisen, dass er sie absichtlich vergiftet hat?«

»Er wird genauso damit davonkommen wie dieser Kerl, der die Eingeborenenfrau erschossen hat, weil er angeblich von ihr angegriffen worden ist«, prophezeite Lady Chatwick düster. »Dabei wusste doch jeder, worum es ging.« Sie warf einen vielsagenden Blick in Richtung der beiden Kinder, um anzudeuten, dass sie in ihrer Gegenwart nicht alles aussprechen konnte. Dorothea erinnerte sich gut an den Fall. Er hatte ziemliches Aufsehen erregt, weil die Familie der Frau die Bestrafung des Mörders gefordert hatte, und tatsächlich wäre fast Anklage erhoben worden. In letzter Minute hatte der Schaffirte sich der Gerichtsverhandlung durch Flucht entzogen. Angeblich nach Amerika.

»Der Wirt vom Crown & Anchor meinte auch, dass die Aussichten auf eine Verhandlung schlecht stünden«, stimmte Ian Lady Chatwick zu. »Obwohl über diesen Aufseher einige häss-

liche Sachen kursieren. Er soll in South Wales schon öfter im Verdacht gestanden haben, Eingeborene zu vergiften. Man konnte ihm nie etwas nachweisen, aber es war schon auffällig, dass immer solche Gruppen betroffen waren, die dieselben Wasserlöcher wie seine Tiere benutzten.«

»Was ist ein Wasserloch?«, meldete sich Robert überraschend zu Wort. Alle sahen ihn verdutzt an, denn normalerweise saß er stumm dabei und ließ nicht erkennen, ob er am Gang des Tischgesprächs irgendein Interesse hatte.

»So etwas wie ein kleiner Teich. Woanders gibt es keinen solchen Fluss wie hier«, erklärte Ian. »Dort ist Wasser sehr kostbar, deswegen gibt es oft Streit darum.«

»Dann muss man sich dort nicht ständig waschen?«

Ian lachte. »Nein, Robert. Doch glaube mir, wenn du dort wärst, würdest du dich sehr gerne waschen!«

Obwohl er nicht gerade überzeugt aussah, wagte der Junge nicht zu widersprechen. »Aber John macht das nicht?«, vergewisserte er sich nur noch, sichtlich besorgt.

»Was denn?«

»King George und seine Leute vergiften. Sie benutzen doch auch dasselbe Wasser wie wir.«

»Natürlich nicht!« Ian war sichtlich schockiert über diese Frage. »Wie kommst du nur darauf, Robert?«

»Er gibt Parnko Mehl«, war die schlichte Antwort.

»Das ist ganz etwas anderes. Parnko bekommt das Mehl als Teil seines Lohns«, sagte Dorothea rasch. »Mit Geld kann er ja nichts anfangen.« Parnko, ein junger Aborigine aus dem Stamm von King George, des örtlichen Aborigine-Häuptlings, hatte als Halbwüchsiger alle männlichen Verwandten verloren und war damit den Launen und Schikanen der übrigen Männer ausgesetzt gewesen. Eines Tages war er an der Hintertür aufgetaucht, womit er Mrs. Perkins zu Tode erschreckt hatte, und hatte zu verstehen gegeben,

dass er Arbeit und Unterkunft suchte. Er kam wie gerufen, denn der bisherige Stalljunge hatte sich, wie so viele andere, gerade auf den Weg zu den neu entdeckten Goldfeldern im Süden gemacht. Parnko bekam also dessen nunmehr leer stehende Kammer zugewiesen und erwies sich als äußerst anständig. Nach einigen Wochen war John voll des Lobes über sein Geschick mit den Pferden. Parnko lernte überhaupt rasch. Auch seine Englischkenntnisse verbesserten sich rapide. Bald schon war er imstande, seine Wünsche und Vorstellungen explizit zu äußern. Und die entsprachen nicht unbedingt dem Erwarteten. Parnko hatte sich als Lohn europäische Kleidung sowie Mehl, Zucker und Tabak ausbedungen.

»Ich vermute, er erkaufte sich damit Gefälligkeiten von den jungen *lubras*«, hatte Ian mehr amüsiert als abgestoßen zu Dorothea gesagt. »Nun ja, solange er seine Arbeit ordentlich macht, werde ich ihm nicht dreinreden.«

Ians Moralvorstellungen entsprachen nicht immer denen, die Dorothea von ihren Eltern vermittelt worden waren.

Die restliche Mahlzeit verlief ohne Zwischenfälle. Dorothea hatte den seltsamen Brief schon völlig vergessen. Sie saß in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer gerade vor dem Spiegel und bürstete ihre Haare aus, als Ian hinter sie trat und ihr die Bürste abnahm. »Lass mich das machen«, murmelte er zärtlich und hatte diesen gewissen Ausdruck in den Augen, der eine aufregende Nacht versprach. Nur zu gern gab sie daher seiner Bitte nach, legte den Kopf leicht in den Nacken und beobachtete unter halb gesenkten Lidern, wie ihr Mann sich mit Hingabe ans Werk machte.

»Du hättest eine gute Kammerzofe abgegeben«, neckte sie ihn. »Vielleicht sollte ich dich demnächst bitten, mir beim Aufstecken zu helfen, wenn Trixie keine Zeit hat.«

»Ich mag es lieber offen – so wie jetzt«, sagte er. Und mit anzüglichem Grinsen fügte er hinzu: »Ich fürchte, mein Geschmack in Damenmode ist generell nicht ganz up to date. Du würdest

bezaubernd aussehen in einem Opossumfellumhang, nur mit einer Schnur um die Taille.«

»Also wirklich, Ian!« Ihr Mann hatte es wieder einmal geschafft, sie zu schockieren. »Du findest diese stinkenden Fellmäntel attraktiv? Schon der ranzige Geruch treibt einen in die Flucht.«

»Es war doch nur Spaß, Darling«, gab er amüsiert zurück, beugte sich vor und küsste sie auf die Stelle zwischen Hals und Schulter, an der sie besonders empfindlich auf solche Liebkosungen reagierte. Auch jetzt erschauerte sie prompt. Ian kannte viele solcher Raffinessen, und er wandte sie mit einem geradezu unheimlichen Gespür an. Immer schien er zu wissen, ob sie sich gerade ein zärtliches und liebevolles oder leidenschaftliches, fast grobes Liebesspiel wünschte.

»Obwohl – die Vorstellung, dass du nur mit einem Pelz bekleidet wärst ...« Er sprach nicht weiter, sondern begann stattdessen, Dorotheas Nachthemd aufzuknüpfen.

Nur zu gerne überließ sie sich seinen erfahrenen Händen, die es ohne jede Hast über ihre Schultern schoben. Seine Lippen schienen heiß auf ihrer kühlen Haut und wärmten sie nicht nur äußerlich. Ihr Herzschlag beschleunigte sich; ihr ganzer Körper schien vor Erwartung zu prickeln. Als Ians warme, schwielige Hände sich wie Schalen um ihre Brüste legten und begannen, sie vorsichtig zu kneten, entfuhr ihr ein leises Keuchen.

»Mach die Augen auf«, befahl er mit einer fremden, heiseren Stimme. »Schau uns an. Was siehst du?«

Zögernd gehorchte sie. Das Bild, das sich unmittelbar vor ihr im Spiegel abzeichnete, war sowohl obszön als auch erregend. Auf jeden Fall schamlos. Ians dunkle Hände auf ihrer weißen Haut. Ihre geröteten Wangen. Ihre feuchten Lippen.

»Ian ...« Sie senkte den Blick, weil das Schauspiel sie mehr erregte, als es sich für eine anständige Frau gehörte.

»Du bist wunderschön, weißt du das?« Seine Stimme klang

dunkel, leicht verwaschen. Unvermittelt zog er sie hoch und trug sie zum Bett. »Ich liebe dich«, konnte sie gerade noch flüstern, ehe er sie so leidenschaftlich küsste, dass nichts mehr außer Ian, seinem Körper, seinen Lippen, seinem Duft von Bedeutung war. Erst als der Sturm sich wieder gelegt hatte und sie erschöpft und befriedigt aneinandergeschmiegt unter der Decke lagen, kam ihr der geheimnisvolle Brief wieder in den Sinn.

»Lord Embersleigh – wer ist das eigentlich?«, fragte sie unvermittelt.

»Hm? Wer?«, gab ihr Mann träge zurück.

»Dieser Lord, der dir einen Brief geschrieben hat – oder hat schreiben lassen. Was hast du mit einem Lord in England zu schaffen? Du ziehst es doch eigentlich vor, deine Geschäftspartner persönlich zu kennen.«

»Ach so, das. Wenn du ihn gelesen hast, weißt du ja, worum es geht.«

»Ich habe ihn nicht gelesen.« Entrüstet richtete sie sich auf einen Ellenbogen auf und sah ihm direkt ins Gesicht. »Er fiel zu Boden, als du mit Mary davongestürmt bist, und ich habe ihn aufgehoben und zurückgelegt. Mehr nicht.«

»Schon gut.« Ian zog sie an sich. »Es ist eine äußerst seltsame Angelegenheit. Dieser Lord Embersleigh bildet sich ein, ich könnte sein Sohn sein, der vor vielen Jahren verschwunden ist. Man hielt ihn für ertrunken – und höchstwahrscheinlich ist er das auch –, aber manche Leute klammern sich eben an jeden Strohhalm, weil sie die Wahrheit nicht ertragen können.«

»Wie kommt er ausgerechnet auf dich?« Dorothea kuschelte sich enger an seine Seite, um möglichst viel von seiner Körperwärme zu profitieren.

»Er hat Nachforschungen anstellen lassen.« Ian schüttelte mitfühlend den Kopf. »Der arme Mann muss wirklich ziemlich verzweifelt gewesen sein. Sein Anwalt wollte von mir wissen, ob ich



Susan Peterson

**Die roten Blüten der Sehnsucht**

Australien-Saga

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-37905-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2012

Eine junge Deutsche sucht ihr Glück auf dem roten Kontinent ...

Seit sieben Jahren sind die Missionarstochter Dorothea und ihr geliebter Ian glücklich zusammen, als ihre Welt einzustürzen droht: Eines Tages trifft ein Anwalt auf Eden House ein und mit ihm zwei Verwandte, die Ian zu ihrem Cousin, dem verschollenen Sohn eines englischen Grafen, erklären. Mit der Ankunft des Geschwisterpaares beginnt für Ian und Dorothea eine aufregende – und unerwartet gefährliche Zeit. Werden sie trotz aller Hindernisse an ihrem Traum vom Lebensglück in Australien festhalten können?



[Der Titel im Katalog](#)